

Erika Radnai (Budapest)

Die Stadt Zürich in der ungarischen Literatur

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts zeigten immer mehr Ungarn Interesse für die Schweiz. Der Tourismus nahm einen Aufschwung, immer mehr Menschen aus unserem Land entdeckten die Berge, die Ruhe und die reine Luft des Alpenlandes. In wachsender Zahl kamen auch Kaufleute, Studenten und Asylsuchende, vor allem in die Städte Basel, Genf und Zürich. Von der permanenten Präsenz von Ungarn in Zürich zeugt die Gründung des Zürcher Ungarnvereins im Jahre 1863. Sowohl unter den durchreisenden Touristen als auch unter den länger in Zürich Verweilenden gab es Schriftsteller und Publizisten.

Als **Menyhért (Melchior) Lengyel** 1917 in die Ostschweiz fuhr, nannte er die Eidgenossenschaft ein „Hotelland“,¹ wohin alle Fremden gehen. (Trotzdem fand er nach seiner Ankunft in Zürich nur nach vielstündigem Suchen ein Zimmer zum Übernachten.) 1910 unternahm **Zsigmond Móricz** eine große europäische Rundfahrt und besuchte nach Salzburg und München auch Zürich. Spuren seiner Schweizer Erfahrungen kann man in einigen seiner späten Novellen finden. Es sind vor allem Erlebnisse auf der Fahrt mit dem Zug in der Schweiz und Bilder auf dem Lande (zum Beispiel in *Der Globetrotter, Das Abendessen*). Auch bei **Dezső Kosztolányi** ist die Schweiz und speziell Zürich Ort der Geschehnisse in einigen Erzählungen. *Schweizer Plauderei*² ist eine Reihe von geistreichen, ironischen Gedankensplittern über und in Helvetia. Der Verfasser staunt über die Sauberkeit des Zürichsees, über die Einfachheit des Namens der Bahnhofstraße, über die schon manische Bewahrung der Gesundheit der Einwohner. Er fragt sich mit leichter Ironie, warum die Schweiz wohl Genies, aber keine Literatur hat und beneidet auf der anderen Seite das Land, in dem es kein Grab des unbekanntes Soldaten gibt.

In der Reihe der Esti-Kornél-Erzählungen spielt *Omelette à Woburn*³ in einem feinen Zürcher Restaurant. Kornél Esti ist eigentlich auf dem Weg von Paris nach Budapest, aber am Zürcher Hauptbahnhof ergreift ihn plötzlich der Wunsch, auszusteigen und erst am nächsten Tag weiterzufahren. Da es schon ziemlich spät ist und „die fleißigen und nüchternen Schweizer“⁴ schon schlafen, findet er nur ein vornehmes Restaurant offen. Die Kellner sind die einzigen, zu denen er Kontakt hat, so lernt er durch sie die Zürcher Menschen kennen — sie sind gemessen, kühl und gleichgültig. Sie sprechen untereinander italienisch. Obwohl Esti mit ihnen in ihrer Muttersprache zu kommunizieren versucht, weisen sie es strikt zurück: Sie dulden keine Vertraulichkeit. Beim Bezahlen stellt Esti erleichtert fest, daß es nicht sein ganzes

Vermögen kostet, und gibt das gesamte Rückgeld den Kellnern. Das Trinkgeld ist aber viel zu groß, die Kellner wundern sich nur, und wenden sich, ohne ein Wort zu sagen, von ihm ab. Er fühlt sich nun in der Nacht sehr einsam — er kann keine Jugendherberge mehr bezahlen —, sehr fremd, gedemütigt und bricht zum Schluß am Seeufer in Tränen aus. Es herrschen in Zürich offensichtlich strenge Regeln im Gesellschaftsleben, die man kennen muß, oder aber man bleibt ewig fremd, summiert er die Erfahrungen.

Ungarische Schriftsteller hielten sich, nicht unabhängig von den Wandlungen der europäischen Geschichte, auch längere Zeit in Zürich auf. Für einige bedeutete diese Stadt eine Station ihrer Emigration, andere fanden Zuflucht oder ein Zuhause, wieder andere studierten hier. Nicht wenige von ihnen schrieben in deutscher Sprache und verlegten ihre Werke in Zürich. Auf die äußerst aufschlußreichen, in der Fachliteratur jedoch bereits ziemlich ausführlich behandelten Zürich-Bezüge im Schaffen dieser Autoren (**Emil Szittyá, Andreas Latzko, Jenő Marton, Julius Hay** u. a.) wird in der vorliegenden Arbeit nicht eingegangen, sie konzentriert sich auf Werke von drei ungarischsprachigen Schriftstellern, denen in der Erforschung der schweizerisch-ungarischen Literaturbeziehungen bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

* * *

Zu den ersten, die Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach Zürich kamen, gehörte der aus einer intellektuellen Adligenfamilie stammende **János Asbóth** (1845-1911). Sein Großvater war der erste Direktor des bekannten Georgikon in Keszthely, der Vater Ingenieur, General des Freiheitskampfes, sein Onkel ein Vertrauter von Kossuth in der Emigration. Asbóth begann seine technischen Studien in Pest, mußte sie aber sehr bald abbrechen, denn er wurde wegen seiner angeblichen Kontakte zur Almássy-Verschwörung 1863 vor das Militärgericht zitiert. Die Familie schickte ihn daraufhin ins Ausland. Er ging, um seine Studien dort fortzusetzen, nach Deutschland und in die Schweiz.

Zum Studium in der Schweiz kam für einen angehenden Ingenieur vor allem Zürich in Frage, wo seit 1855 das Eidgenössische Polytechnikum, eine der besten Hochschulen in Europa, bestand. Nach einem Aufenthalt in München traf János Asbóth im Oktober 1864 in der Stadt ein und blieb bis Mai 1865. Spuren dieses Aufenthaltes findet man sowohl in seinem Roman *Träumer von Träumen*,⁵ als auch in der früheren Reisebeschreibung *Feuilletons eines Herumirrenden*⁶ vor. Letztere ist die Geschichte seines Auslandsaufenthaltes, Beschreibung seiner Erlebnisse in Deutschland und in der Schweiz, die er gleich nach dem Zürich-Aufenthalt, im Alter von 21 Jahren veröffentlichte. Der Roman erschien mehr als ein Jahrzehnt nach seiner Heimkehr und bedeutete zugleich das Ende seiner literarischen Laufbahn. Er verfaßte später Schriften über Politik, Ökonomie und errang damit eine allgemeine Bekannt-

heit. Auch in der Literaturgeschichte erwähnt man ihn eher als einen Politiker und politischen Schriftsteller.

Asbóth kommt von München via Bodensee und Romanshorn mit dem Zug nach Zürich. Schon auf dem Weg vom Bahnhof zu seiner Unterkunft fällt ihm auf, daß in den meisten Häusern auf der Terrasse oder auf der Veranda „in der größten Gleichmütigkeit, auf lange Seile aufgehängt, verschiedene Arten von Unterwäsche“, ⁷ Damenstrümpfe, Herrenhemden, zu sehen sind. Er bemerkt auch den vielen Staub und den Gestank in der Stadt. Besonders letzteren findet er unangenehm und fragt bei einem Zürcher Freund nach. Nicht nur in der Umgebung der Stadt, sondern auch in ihr selbst düngte man die Wiesen, lautete die Antwort, mit „[...] etwas, ‘was ich gar nicht nennen mag’ [...]“.⁸

Trotz dieser wenig schmeichelhaften ersten Eindrücke denkt er auf dem Heimweg am ersten Tag, „Zürich“⁹ sei „die freundlichste Stadt der Welt“.¹⁰

Am Tag seiner Ankunft in Zürich geht er mit einigen Freunden zum See, um Boot zu fahren. Da er nur kurz zuvor in einer Stadt ankam, in der er nie gewesen ist, ist anzunehmen, daß er sich hier einer Gruppe von Ungarn anschloß. Diese Vermutung wird durch die Tatsache bekräftigt, daß Asbóth kurz nach seiner Ankunft Mitglied des Zürcher Ungarnvereins wurde.¹¹ Obwohl er im Roman *Träumer von Träumen* behauptet, ein einsames Leben geführt zu haben,¹² wird in den *Feuilletons* von zahlreichen Programmen berichtet, die er mit ungarischen oder ausländischen Freunden unternommen hat. Zusammen mit diesen Freunden besuchte er die Gaststätte Wayd,¹³ mit ihnen ging er zum Konzert einer Zigeunerkapelle. In diesem Konzert fällt dem Autor auf, welche Unterschiede es zwischen der Mentalität der Zürcher und der Ungarn gibt. Während „dieses Volk“ schon um 10 Uhr auseinandergeht, bleiben die Ungarn, bis die Kapelle zu ihrem Tisch kommt und die Gesellschaft wie zu Hause „im Land der weinend Lustigen“¹⁴ ist.

Seine neuen Erfahrungen versucht er immer kontrastiv darzustellen. Er schildert das Neue, indem er Vergleiche mit ungarischen Zuständen anstellt, und sucht gleich nach Gründen für die Unterschiede.

Schon die Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Lebensweise widerspricht der ungarischen Natur und den ungarischen Gewohnheiten.

In Zürich gibt es [...] außer dem schlechten Theater kein öffentliches Leben, keine öffentlichen Unterhaltungsmöglichkeiten, keine Veranstaltungen.

Es gibt auch kein Familienleben.¹⁵

Den Grund vieler Probleme sieht Asbóth darin, daß im Zürcher Gesellschaftsleben Frauen und Männer streng getrennt sind. Selbst Verheiratete haben keine Möglichkeit, in „gemischte“ Gesellschaften zu gehen. Während die Männer in einer Ecke die Zeit mit Kartenspiel verbringen, sitzen die Frauen mit ihrer Stickerei, sich unterhaltend, in der anderen Ecke oder sogar in einem anderen Raum. Diesen Usus findet Asbóth einerseits unmoralisch, andererseits schadhaft. Unmoralisch ist es, weil sich Frau und Mann „nur an dem be-

stimmten Ort“,¹⁶ im Freudenhaus, treffen können, wo ein Mann die Frau nur „von ihrer unmoralischen Seite“¹⁷ kennenlernen kann. Auf der anderen Seite ist diese Art von Trennung schadhaft, denn man erlernt die Wissenschaften zwar von Gelehrten und aus Büchern, aber die „erfahrene Bildung“ kann man sich nur in der Öffentlichkeit und die „Erfahrung des Lebens“¹⁸ nur von den Frauen aneignen. Moralische Pedanterie, von der Strenge des Protestantismus beeinflusst, könnte eine der Ursachen sein, sinniert er. Als eine andere Erklärung weist er darauf hin, daß die Schweizer „Bergbewohner“ sind und so von den europäischen bürgerlichen Veränderungen „kindisch“¹⁹ verschont blieben. Auch die viele harte Arbeit veränderte sie, ihr Äußeres. Besonders bei den Frauen sei festzustellen, daß sie „die großstädtische freie Bildung“²⁰ nicht besitzen, kalt zurückweisend, unsicher, beschränkt sind, sich unvorteilhaft und puritanisch kleiden. „Ihre Tracht ist grau und fade schwarz.“²¹ (Als Gegenbeispiel nennt Asbóth die Tracht der katholischen Kantone.) Es gäbe viele gute — wenn auch teure — Schneider in Zürich, aber die Farben und der Schnitt scheinen wenigstens um zehn Jahre hinter der europäischen Mode zu sein. Ganz anders seien die Frauen der französischen Schweiz: Sie können richtig fröhlich sein, sie wagen es, ihre Gefühle zu zeigen. Sie erfreuen das (Männer)Auge, indem sie sich nach der neusten Mode, sehr vorteilhaft und weiblich kleiden.

Die gesellschaftlichen Regeln schreiben also ein strenges, puritanisches Leben vor. Wer sich da — auch nur in den kleinsten Details — zu widersetzen versucht, wird in Verruf gebracht. Davor hüten sich aber die Zürcher, deren Natur das strenge Leben und die Zurückhaltung keineswegs widersprechen, sie haben sowieso eine Neigung zum Martyrium.

Ein echtes Exempel für dieses Martyrium, nämlich die Sparsamkeit, erfährt Asbóth bei seinem ersten Besuch in der Stammgaststätte Wayd. Er bestellt Wein und bekommt einen „schlechten Treberwein“.²² Die Zürcher, die Rinder, Mehl und auch Wein aus Ungarn einführen, finden den ungarischen Wein viel zu teuer und vermischen ihn mit einem schlechteren Zürcher.

Die Schweiz lernte Asbóth, alles in allem, als ein Land der Gegensätze kennen. Hier wurden weltliche Konzerte in den Kirchen organisiert, Frauen gingen zum Studium, und unternahmen sogar wissenschaftliche Forschungen; in der Kirche, in der Schule und im Theater hörte man eine „schreckliche“ Mundart.²³ Der Verfasser ruft den Leser auf, sich vorzustellen, wie Schillers Meisterwerk „Wilhelm Tell“ auf der Bühne in der Mundart klingt ...

Eine aktuelle Frage, die damals die Gemüter beschäftigte, war das Studium der Frauen. Zur Zeit des Zürich-Aufenthaltes von János Asbóth studierten dort drei russische Studentinnen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Ihr Erscheinen an der Universität gibt dem Autor den Anlaß, über Rechte des Mannes und der Frau nachzudenken. Er meint, wenn man über die Berufung des Mannes außerhalb der Familie reden kann, so muß es auch die Berufung der Frau außerhalb der Familie geben. Neben dieser theoretischen Begründung

gibt er auch eine rein rationale: Statistisch gesehen kommen mehr Frauen auf die Welt als Männer, demnach kann nicht eine jede Frau ihre „Berufung in der Familie“ ausüben.

Und wenn die Frau ein Mensch ist, muß man ihr auch Menschenrechte zuteil werden lassen — und die Arbeit ist solch ein Menschenrecht. Die Emanzipation der Frau bedeutet [...], daß eine jede das Recht hat, sich vor dem finanziellen und moralischen Sturz zu bewahren.²⁴

Als er sich von der Stadt verabschiedet und zu Reisen in der Schweiz aufbricht, faßt er seine Eindrücke wie folgt zusammen:

Lebe wohl Zürich!

Wenig habe ich mich unterhalten, viel habe ich mich gelangweilt in Zürich! Das Leben hier ist der Gipfel der Langeweile. Und siehe doch, ich kann der Stadt nicht böse sein. [...] Wenn die Gegend doch so sehr schön ist. [...] Alles ist sauber und hübsch, wie im Märchen.²⁵

* * *

Zwanzig Jahre nach Asbóth weilte wieder ein angehender Schriftsteller aus Ungarn in Zürich. **Zsigmond Justh** (1863-1894) wuchs in adligen Kreisen auf, wo man die Söhne zum Studium ins Ausland zu schicken pflegte. Nach einem Aufenthalt in Kiel kam er nach Zürich. Er immatrikulierte sich an der juristischen Fakultät der Universität im Sommersemester 1883, blieb aber nicht lange: Im Herbst 1883 war er schon in Paris. Über die kurze Zeit in Zürich schrieb er keine Reisebeschreibung, kein Tagebuch. Uns steht aber eine Novelle zur Verfügung, aus der hervorgeht, welche Wirkungen die Stadt auf ihn ausübte. Die Novelle *Kreuzwege*²⁶ schrieb er im Jahre 1886, und ließ sie mit drei anderen Novellen im Band *Trugbilder* erscheinen, in einem Frühwerk, das die Kritik ziemlich zurückweisend empfing: Jenő Péterfy entdeckte darin schwerwiegende gestalterische Schwächen.²⁷

In der Novelle *Kreuzwege* zeigt der Autor Zürich in der Vielfalt seiner Ideen, seiner geistigen Strömungen. Die Stadt verkörpert die geistige Freiheit, die einen jungen Menschen zum Staunen bringt:

An dem kleinen Ort laufen alle Strömungen der Welt zusammen, und diese empfindliche Seele [Jensen] war all diesen äußeren Einflüssen ausgesetzt. An einem Tag hörte er die Prinzipien des französischen christlichen Sozialismus, am anderen Tag die drohende Doktrin des Nihilismus, beim Mittagessen war er mit Sozialdemokraten zusammen, und beim Kaffee erläuterte ein englischer Student den englischen Liberalismus, bis zum Abend hörte er das Wort des modernen Skeptizismus, dessen Quelle der Idealismus im Jugendalter ist, der umso dunkler wird, desto reiner die Quelle ursprünglich war, aus der er entsprang.²⁸

In der Novelle erzählt Justh die Geschichte einer internationalen Freundschaft an der Zürcher Universität. Der Däne Claus Jensen ist ein stiller, zurückgezogener junger Mann, der nichts von Idealen hält, nur für seine Bücher und

für die Wissenschaft lebt. Er lernt hier in der Figur des Charles Ledoyen „seinen Gegenpol“ kennen. Der Franzose ist im wahren Sinn des Wortes ein Idealist, lebt fern von der Wirklichkeit, mitten in seinen Vorstellungen von einer heilen, schönen Welt, wo alle genauso rein und begeistert für ihre Ideen leben wie er. Sein Idealismus grenzt schon an Naivität. Er nimmt die irdische Wirklichkeit nicht wahr, will keinem glauben, daß seine Geliebte Hanna, die Kellnerin einer Gaststätte am Zürichsee, schon die Freundin von allen gewesen ist. Er riskiert sogar sein Leben für sie. Einen, der behauptet, sie schon näher gekannt zu haben, fordert er zum Duell auf. Er will Hanna sogar heiraten, bricht mit der Familie, und beide ziehen nach München. Er bezahlt eine Erzieherin, die Hanna regelmäßig Unterricht erteilt. Sie ist aber sehr bald nicht mehr am Lernen und an dem Geliebten interessiert und verläßt ihn mit einem Abschiedsbrief, in dem sie endlich die Wahrheit gesteht. Nach dieser bitteren Enttäuschung kehrt Charles völlig desillusioniert nach Zürich zurück. Er kann sich aber nicht mehr für die Stadt begeistern, das Wiedersehen mit Jensen macht ihm keine Freude. In dieser Gemütslage sieht sich der Franzose eher zu einer russischen Bekannten, zur Nihilistin Maria Iwanowna, hingezogen. Früher konnten die beiden jungen Männer diese Frau nicht verstehen, besonders Jensen mochte sie nicht. Ihm war in erster Linie die Lebensform und das Äußere der Frau unsympathisch: Sie trug kurze Haare, rauchte, trank Whisky und Wodka, hatte zwei Kinder, die sie nicht versorgte. Doch jetzt ähnelt der Franzose in seiner Denkweise dieser Frau, sie brechen nach Paris auf, um dort, frei von allen Idealen, die Freuden des Lebens zu genießen. Jensen, der nach diesen Erlebnissen völlig hilflos dasteht und die Welt nicht mehr versteht, wird zum totalen Pessimisten.

Die Figur der russischen Frau hat in der Erzählung von Justh mehrfache negative Konnotationen. Ihr Leben für eine Idee und das Studium hindern sie daran, sich um Familie und Haushalt zu kümmern. Aus diesem Grund beurteilt der Erzähler — im Gegensatz zu Asbóth, der zwanzig Jahre früher bereits mehr Toleranz zeigte — die Frage des Frauenstudiums ziemlich verständnislos und zurückweisend. Es mißfallen ihm vor allem die Russinnen.

In den ersten Bänken saßen nur Frauen und Mädchen. Trübhaarige *russische* Studentinnen mit provokativem Äußeren, die gekommen sind, Anatomie und Chemie zu studieren — *weiß Gott zu welchem Zweck* —, deren Prophet Büchner ist, die den Konventionen stolz ins Gesicht schlagen und die sich später *wie die anderen Tiere höheren Ranges nicht mehr um ihre Kinder kümmern*, die Liebe der Wissenschaft geopfert.²⁹

Den Engländerinnen in Zürich diente die Stadt als „*watering-place* [...], und da ihnen neben dem Lesen des Baedekers und neben dem Aquarellmalen noch Zeit für etwas anderes bleibt, sind sie in ihren freien Stunden Studentinnen. [...] Die englischen Frauen glauben an alles, die Russinnen an nichts. Die Familie bedeutet den Engländerinnen alles, den Russinnen nur eine leere

Form. Die Engländerinnen beurteilen die Liebe aus der Sicht des Unendlichen, die Russinnen aus der des Augenblicks.“³⁰

Die wenigen Schweizerinnen in der Studentenschaft entschuldigt Justh noch deutlicher, sie würden ja nur studieren, um Erzieherin werden zu können, was gewiß noch zu tolerieren sei.

Wie er Verständnis für die Eidgenossinnen zeigt, so sagt er auch der Schweiz und der Stadt Zürich nichts Böses nach. Er konzentriert sich auf die Ideen und bemerkt dabei negative Erscheinungen vielleicht gar nicht, zu einer Analyse der Menschen, der „Seele“ der Zürcher, der Verhältnisse kommt es nicht. Er läßt seine Figuren lustvoll am Seeufer spazieren, vom Fenster ihres Zimmers begeistert auf die Stadt blicken oder Konzerte in der Tonhalle besuchen, die natürlich sehr niveauvoll sind.³¹ Einzig über die Sprache der Zürcher finden wir bei Justh die unfreundliche Bemerkung, daß es ein „schnarrender, knarrender Dialekt“³² ist.

* * *

Die Begeisterung für die Schweiz kulminiert in Werken des Publizisten und Schriftstellers **Rezső Péchy-Horváth** (1890-1969). Der erfolgreiche Fünfkirchner Journalist wurde 1914 in den Krieg einberufen, geriet an der italienischen Front in Gefangenschaft, konnte aber fliehen und kam im Jahre 1916 in die Schweiz. Dort blieb er bis zum Friedensschluß. Eine Familie bürgte für ihn, so konnte er sich ziemlich frei bewegen.³³ Er kam in viele Teile des Landes, und diese Erlebnisse beschrieb er in Texten, die in zwei Bänden erschienen.³⁴ Ein Teil seines Romans *Der Orkan*³⁵ spielt in Zürich.

In Horváths Texten, auf die die von ihm verwendete Gattungsbezeichnung *Novelle* wohl kaum zutrifft (nicht einmal im Ungarischen, wo das Wort mehr in der Bedeutung „Erzählung“ gebräuchlich ist), passiert meistens sehr wenig. Eine Szene, ein Gedanke, eine Stimmung, eine schlichte kurze Episode wird oft weitschweifig dargeboten, ohne Charakterisierung der Figuren, ohne Pointe am Ende des Erzählten. Der Autor legt großen Wert darauf, die Umgebung, die Landschaft zu zeigen, diese Beschreibungen sind aber oft viel zu idealistisch und idyllisch, und die dabei benutzte Sprache neigt zu Übertreibungen:

Schwarmlinien der Bäume und Gebüsche reihten sich hintereinander, und in der Tiefe der Obstwälder träumte hie und da eine winzige, fröhliche, bunte Alpenkuh über dem tobenden Blument Teppich. Es waren gutriechende, einfältig glotzende Viecher, deren dicke, üppige Euter sich mit herrlichem, segensreichem Reichtum rühmten, in ihren warmen rosa Farben.³⁶

Bei Horváth wimmelt es von Klischees. Die Züge werden wegen ihrer Sauberkeit bewundert, die ein untrügliches Zeichen der Wohlerzogenheit und Ehrlichkeit der Schweizer Bürger ist. Die Reisenden sind fröhlich und singen im Zug. Das Bild des fröhlichen Singens verwendet Horváth auch bei der

Darstellung von Figuren aus den Bergen. Die alte Bäuerin jodelt natürlich, auch schwere Last tragend, bergaufwärts. Für den Autor ist es übrigens selbstverständlich, daß man vom Jodeln, von der Anstrengung des Singens den Kropf bekommt.³⁷ Alle Engländerinnen, die in seinen Arbeiten als Touristen auftauchen, haben ein rotes Gesicht, wasserfarbige Augen, rote Haare sowie männlich starke Hände und Beine: häßlich.³⁸

Die Schweiz heißt bei Horváth das „Friedensland“,³⁹ „die Insel des Friedens“,⁴⁰ Zürich „die Frühlingsstadt der ewigen helvetischen Schönheit“. ⁴¹ Diese Begeisterung ergibt sich wahrscheinlich aus seinem Grunderlebnis in der Schweiz, die ja das Land seiner Rettung aus dem Krieg ist. Die Stadt Zürich wird als Schauplatz der Ereignisse mehrfach erwähnt, man findet in den Texten Orte, Straßen und nicht zuletzt die Limmat,⁴² das Wahrzeichen der Stadt, wieder, man erkennt den Üetliberg, den Golfplatz bei dem Hotel Dolder, das Seeufer, die Umgebung des Polytechnikums, ja auch so manchen Straßennamen, und trotzdem ist Zürich für diesen Autor — trotz des Titels des einen Bandes — nichts weiter als eine Art Symbol für das ganze Land.

Der pauschale Enthusiasmus schließt fast jeden kritischen Ton aus. Die Ausnahme von der Regel bilden die Frauen der deutschen Schweiz. Während Rezső Péchy-Horváth seine große Liebe, eine Dame aus der Ostschweiz, preist, kann er sich ein paar Seitenhiebe in die andere Richtung nicht verkneifen:

Sie [die Freundin] unterschied sich von ihnen [von den Deutschschweizerinnen] vor allem darin, daß sie keine großen Füße hatte,⁴³ daß sie kein Katzenfleisch aß, die dem galizischen judendeutschen Jargon ähnliche, verdrehte Sprache 'Züridütsch' haßte und verachtete, nicht mit scheinheiligem Gesicht auf der Straße ging wie die Deutschschweizer Mädchen. Sie ging nie zu Bergtouren und trug lieber poesiehafte Lackschuhe statt der plumpen, in Öl geweichten, fünf Kilo schweren Bergschuhe, trank keinen Kakao mit Wasser, und aß keine Omelette mit Rhabarber, und schließlich wagte sie es, immer fröhlich und lächelnd zu sein [...], wenn ihre Seele danach verlangte.⁴⁴

Anmerkungen

1. LENGYEL, MENYHÉRT: *Svájci napló 1917-ből*. [Schweizer Tagebuch aus 1917.] — In: *Esz-tendő*. 4/1918, S. 78.
2. *Svájci terefere*. [Schweizer Plauderei.] — In: KOSZTOLÁNYI, DEZSÓ: *Európai képeskönyv*. Budapest 1979. S. 139-141. — Ursprünglich in: *Pesti Hírlap* 16. Oktober 1927.
3. *Omelette à Woburn*. — In: KOSZTOLÁNYI, DEZSÓ: *Tengerszem. Novellák*. [Gebirgsee. Novellen.] Budapest 1936. S. 121-128.
4. Ebd., S. 123.
5. ASBÓTH, JÁNOS: *Álmok álmodója*. [Träumer von Träumen.] Budapest 1878.
6. ASBÓTH, JÁNOS: *Egy bolyongó tárcájából*. [Feuilletons eines Herumirrenden.] Budapest 1866.
7. ASBÓTH: *Egy bolyongó tárcájából*. Band 1. S. 244.
8. Ebd., S. 249.

9. Im Ungarischen gebraucht man oft viele fremde Eigennamen in angepasster Form. Wir sagen 'Bécs' und 'Lipcese' statt Wien und Leipzig. In den früheren Jahrhunderten war dieser Gebrauch noch verbreiteter, man denke nur an die Stadtnamen Norinberga (Nürnberg) und Ágosta (Augsburg). Im Fall von Zürich ist zu sehen, daß es neben der deutschen Form auch eine andere, der ungarischen Aussprache angepaßte Form existierte: 'Zürik'. Asbóth entschied sich nicht für eine konsequente Schreibweise, wir finden ein Schwanken zwischen beiden Namen — sowohl in der Grundform, als auch vor Suffixen.
10. Ebd., S. 245.
11. Vgl. die Namensliste der Mitglieder des Zürcher Ungarnvereins für das Schuljahr 1864/65, Asbóth ist unter den ordentlichen Mitgliedern unter Nummer 1. registriert. — In: *Zürichi Magyar Egylet Emlékkönyve*. [Gedenkbuch des Zürcher Ungarnvereins.] Zürich 1843. 122 S.
12. ASBÓTH: *Álmok álmodója*. S. 64f.
13. ASBÓTH: *Egy bolyongó tárcájából*. S. 246.
14. Ebd., S. 311.
15. Ebd., S. 255f.
16. Ebd., S. 256.
17. Ebd., S. 256.
18. Ebd., S. 257.
19. Ebd., S. 261.
20. Ebd., S. 260.
21. Ebd., S. 266.
22. Ebd., S. 251.
23. Ebd., S. 263.
24. Ebd., S. 311. — Zum Verständnis des Autors für die Emanzipationsfrage kann auch seine Bekanntschaft mit der russischen Pianistin Alina beigetragen haben. Sie begleitete ihn oft auf seinen Reisen durch die ganze Schweiz, als er nach Mai 1865 Zürich verließ.
25. ASBÓTH: *Egy bolyongó tárcájából*. Band 2. S. 23.
26. *Keresztutak*. [Kreuzwege. 1886.] — In: JUSTH, ZSIGMOND: *Káprázatok*. [Trugbilder.] Budapest 1887.
27. PÉTERFY, JENŐ: *Justh Zsigmond: Káprázatok*. — In: *Budapesti Szemle* 1887. LII. S. 153-157. — Péterfy meint, daß die Novellen „etwas Grün“ sind. (Auch im Originaltext deutsch und mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben.) Er rät dem jungen Autor, sich von seinen Meistern und von seinen kritischen Theorien loszulösen, eher mit eigenen Augen die Welt zu betrachten und mit dem eigenen Herzen zu fühlen. Von den Vorbildern solle er das „Handwerk“ und nicht die Ideen erlernen.
28. JUSTH: *Keresztutak*. S. 251.
29. Ebd., S. 170.
30. Ebd., S. 170.
31. Ebd., S. 183-193.
32. Ebd., S. 205.
33. PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Térkép a homokban*. [Landkarte im Sand.] — In: *Havasi csend. Svájci novellák*. [Alpenstille. Schweizer Novellen.] O. O. 1925. S. 79f.
34. PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Havasi csend*. — In: PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Zürichi titok. Novellák*. [Zürcher Geheimnis. Novellen.] Szarvas 1923.
35. PÉCHY-HORVÁTH, REZSÓ: *Orkán. Regény*. [Der Orkan. Roman.] Budapest 1931.
36. PÉCHY-HORVÁTH: *A film*. [Der Film.] — In: *Zürichi titok*. S. 41.
37. PÉCHY-HORVÁTH: *Sziszifuszné*. [Frau Sisyphus.] — In: *Havasi csená*. S. 56-68.
38. PÉCHY-HORVÁTH: *Át a gleccseren*. [Durch den Gletscher.] — In: *Zürichi titok*. S. 51-64.

39. PÉCHY-HORVÁTH: *Békeország vonatán.* [Im Zug des Friedenslandes.] — In: *Zürichi titok.* S. 69–78.
40. PÉCHY-HORVÁTH: *Térkép a homokban.* [Landkarte im Sand.] — In: *Havasi csend.* S. 77.
41. PÉCHY-HORVÁTH: *Békeország vonatán.* — In: *Zürichi titok.* S. 78.
42. In den Texten kommt der Fluß vielfach vor: „das ultramarin eisige Wasser der Limmat“, „der zügellos unaufhaltsam eilende Fluß“, „das wildgrüne Wasser der zornigen Limmat“.
43. Dies hatte schon Emil Szittyá in seinem „Kuriositätenkabinett“ an den Deutschschweizer Frauen auszusetzen.
44. PÉCHY-HORVÁTH: *Suzanne.* — In: *Havasi csend.* S. 85f.